

Citation style

Hanß, Stefan: Rezension über: Stefan Rohdewald / Stephan Conermann / Albrecht Fuess (eds.), *Transottomanica – Osteuropäisch-osmanisch-persische Mobilitätsdynamiken. Perspektiven und Forschungsstand*, Göttingen: V&R unipress, 2019, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* (ZHF), 48 (2021), 1, S. 128-130, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/60bdb3d3592645839adc0cbb8439e08e>



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

fokussieren die beiden Kapitel zu Indien und zum transkontinentalen Juwelenhandel auf das 16. und 17. Jahrhundert. Die in Kapitel fünf und sechs thematisierten sozialen Praktiken werden jedoch fast ausschließlich anhand von Beispielen aus dem (frühen) 16. Jahrhundert dargestellt und liegen damit auf dem doch eigentlich von Indien nach Europa führenden Itinerar der Juwelen zeitlich früher. Was bedeutet dann aber der ausführlich dargelegte indische Kontext für die europäischen Praktiken? So gut die Zirkulation und Aneignung der Juwelen im europäischen wie auch im indischen Kontext dargestellt und so überzeugend die verschiedenen Routen der transkontinentalen Edelsteinflüsse herausgearbeitet sind, so wenig finden diese drei Teile zueinander. So wird zwar die globalhistorische Forderung nach einer polyzentrischen Sichtweise eingelöst, die Konturen einer zunehmend vernetzten Welt bleiben jedoch blass.

Anne Sophie Overkamp, Tübingen

Rohdewald, Stefan / Stephan Conermann / Albrecht Fuess (Hrsg.), Transottomanica – Osteuropäisch-osmanisch-persische Mobilitätsdynamiken. Perspektiven und Forschungsstand (Transottomanica, 1), Göttingen 2019, V&R unipress, 279 S., € 45,00 (auch Open Access).

Der vorliegende Band stellt den Auftakt der Schriftenreihe des gleichnamigen, von der DFG geförderten Schwerpunktprogramms dar. Es handelt sich um eine rundum gelungene Publikation, die zum Nach- und Weiterdenken anregt. Statt osteuropäische, osmanische und persische Geschichte vergleichend oder gar getrennt zu untersuchen, werden transregionale Zusammenhänge als transosmanischer „Nexus“ konzipiert: Es geht um „eher verbindend als trennend“ gedachte Interaktionsdynamiken und Verflechtungsräume (51). Der Band stellt methodische Zugangsweisen, den Forschungsstand und potenzielle Quellen dar, auf dem die insgesamt 17 Einzelprojekte des Schwerpunktprogramms fußen. Zu Recht ist von Grundlagenforschung die Rede. Der Band beginnt mit zwei Geleitworten, bevor methodische Ansätze ausbuchstabiert und der Stand der Forschung gesondert kommentiert werden. Ein kartografischer Anhang rundet den Band ab.

Die eigentliche Stärke dieser Veröffentlichung sind die präsentierten methodischen Reflexionen. Der Zugang präferiert „Mobilität als Linse“: Mobilität von Akteuren, Wissen und Objekten, so die Autorinnen und Autoren, repräsentiere nicht nur Verflechtungen und Interaktionen, sondern stelle eben gerade durch die damit einhergehenden Übersetzungsprozesse und -praktiken relationale Beziehungsgeflechte her, die als „transosmanisch“ bezeichnet werden. Diese Thematik wird mittels unterschiedlicher regionaler Perspektiven für eine Vielzahl von Themenfeldern beleuchtet, unter anderem Migration, Deportation, Reisen, Gesandtschaften und Handel sowie höfische Wissensproduktion, Kriegsführung und Lesepraktiken (um nur einige wenige der angeführten Themenfelder zu benennen).

Die vorliegende Methodik ist vor allem auf drei Stützen gebaut: erstens auf Bourdieus Ansatz, dem zufolge soziale Praktiken relationale Handlungsfelder sedimentieren. Dies ist ein in den „transregional studies“ etablierter Ansatz, der vor allem in Studien zu Südasien, zur „Arabic cosmopolis“ und zu transozeanischen arabischen Gemeinschaften erprobt worden ist (Ronit Ricci, Christopher Bahl). Für die Osmanistik eröffnen sich hier spannende, interdisziplinäre Dialoge. Zweitens werden Interkonnektivität und Mobilitätsdynamiken netzwerktheoretisch als „flows“ konzipiert, über die sich Räume und Strukturen zu konstituieren vermochten. Meines Erachtens hätte hier eine stärkere Auseinandersetzung mit Gilles Deleuze geholfen, um den in Benedikt Stuchteys Geleitwort vorgebrachten Einwand zu entkräften, eine solche Perspekti-

vierung vernachlässige die Grenzen von Mobilität wie etwa Hierarchien, Kontrollmechanismen oder Grenzen (33). Deleuzes Fokus auf Strömungen und Sedimentation ist eben gerade auf die Etablierung von Ungleichheiten und Hierarchien ausgerichtet. Wird ein solcher Ansatz ernst genommen, sind derartige Aspekte folglich eben nicht als Gegensätze zu denken, sondern bedingen und konstituieren sich vielmehr wechselseitig. Dies ist ein wichtiges Korrektiv einer oftmals doch recht statischen und holistisch angelegten vergleichenden Imperiengeschichte. Ein dritter methodischer Stützpfeiler des Bandes sind jüngere Arbeiten zu sogenannten „crossroads regions“. „Das hier vertretene Konzept eines transkontinentalen Interaktionsraums mit offenen Rändern wird akteurszentriert begründet: Soziale und räumliche Netzwerke konstituieren relationale Räume, die durch die Vielzahl der sie hervorbringenden Akteure, kulturellen Praktiken und Erfahrungen definiert sind.“ (54) Das Osmanische Reich erscheint somit vor allem als eine Art „Transitraum“ mit „Scharnierfunktion“ (64 f.), als „Drehscheibe und Durchgangsraum“ (207), der eine mannigfaltige Intensivierung und Dynamisierung von Beziehungsgeflechten hervorbrachte. Das 19. Jahrhundert wird seitens der Autorinnen und Autoren als Einschnitt konzipiert, der neuartige Raumkonfigurationen geschaffen habe, mit denen transosmanische Interaktionen an Bedeutung verloren hätten.

Der vorliegende Band plädiert mit seiner interdisziplinären Ausrichtung für eine wichtige Neuperspektivierung der sogenannten „area studies“. „Anstatt z. B. im Sinne der traditionellen ‚area studies‘ ‚eine‘ Region zu konstruieren, rücken wir mehrere Handlungs- und Diskurszusammenhänge durch den gemeinsamen Zugriff über die Linse Mobilität ins Zentrum des Interesses“ (47). „Der transosmanische, räumliche Zugriff geht nicht von quasi a priori bestehenden Geschichtsregionen aus“ (54). Dies ist meines Erachtens eine wichtige methodische Weichenstellung, um die Expertise von „area studies“ als fundamentalen Bestandteil globalgeschichtlicher Debatten zu konzipieren. Eine jüngst publizierte Stellungnahme von Cornell Fleischer, Cemal Kafadar und Sanjay Subrahmanyam (*How to Write Fake Global History*, in: Cromohs) veranschaulicht nochmals mit Nachdruck, welche Bedeutung und welches Innovationspotenzial insbesondere der Osmanistik in derzeitigen methodischen Debatten um Globalgeschichte und „(dis)connected histories“ zukommt.

Eine solche Neuperspektivierung ist auch deshalb höchst willkommen, weil sie eingefahrene Ansätze infrage stellt. Es ist einfach an der Zeit, globalgeschichtliche Imperienforschung ohne zentral- oder westeuropäische Beteiligung zu schreiben. Insofern ist hervorzuheben, dass „die hier als transosmanisch bezeichneten Handlungsfelder [...] auch in der vergleichenden Imperienforschung weitgehend unberücksichtigt [bleiben]“ (48). Dass eines der Geleitworte dennoch für eine vergleichende Geschichte der Imperien mit Fokus auf dem British Empire plädiert, ist etwas verwunderlich. Das methodisch Innovative dieses Bandes ist eben, dass er über den Vergleich selbst hinausreicht und „crossroads studies“ jenseits westeuropäischer Imperien betreibt. Zu fragen ist dennoch, inwieweit transosmanische Mobilitätsdynamiken über imperiale Kontexte hinausreichen.

Es ist freilich wenig überraschend, dass die hier versammelte Zusammenschau des Forschungsstandes kaum sämtliche Aspekte der Thematik umfassend bearbeiten kann. Gerade weil es sich um einen absichtlich „an den Rändern unscharf gefassten Raum“ (50) handelt, stellen sich Fragen bezüglich dessen Ausweitung auf die (Sub-)Sahara, das Horn von Afrika sowie den indischen Subkontinent, aber eben auch andere zentralasiatische Begegnungsräume. Dass Mittelmeerstudien gerade im Hinblick auf das Osmanische Reich vergleichbare Fragestellungen untersucht haben, bleibt gleichfalls unerwähnt. Zum Saporoger Sitsch hätte ebenso mehr gesagt werden können, und auch

die Studien Victor Ostapchuks und Serhii Plokhiis sind entweder nur am Rande oder gar nicht erwähnt. Gleichfalls wird der Themenkomplex der materiellen Kultur nur angeschnitten. Dinge treten vor allem als Handelswaren in Erscheinung, was angesichts der Tatsache erstaunt, dass die Gegenstände eben mehr darstellten als Güter und gerade über deren Zirkulation deren Warenstatus selbst verhandelt werden konnte. Diese Anmerkungen zeigen vor allem, dass es nun um die Umsetzung in quellengestützten Fallstudien geht. Dafür ist dem Programm alles Gute zu wünschen.

Stefan Hanß, Manchester

Sawilla, Jan M. / Rudolf Schlögl (Hrsg.), Jenseits der Ordnung? Zur Mächtigkeit der Vielen in der Frühen Neuzeit, Berlin 2019, Neofelis Verlag, 437 S. / Abb., € 32,00.

Der Sammelband verfolgt das Ziel, aktuelle sozialwissenschaftliche und zeithistorische Forschungs- und Theorieansätze zu Kollektiven, Massen und „multitudes“ für die Geschichte der Frühen Neuzeit fruchtbar zu machen. Er fragt danach, inwieweit solche Kollektive als „Konstituenten sozialer Strukturbildung“ (14) begriffen werden können, und knüpft damit an die Geschichte der politischen Ideen und der Staatsbildung ebenso an wie an Forschungen zu symbolischer Kommunikation und sozialem Protest. Die Herausgeber haben die 13 Beiträge zu drei Sektionen gruppiert, die mit den Begriffen „Gewalt“, „Verkörperungen“ und „Steuerung“ überschrieben sind.

Die Sektion „Gewalt“ eröffnet ein Aufsatz von Monika Barget zu einem klassischen Thema der historischen Protestforschung: „crowds“ und „mobs“ im England des 18. Jahrhunderts. Konkret befasst sich Barget mit „hired mobs“, die von Angehörigen der politischen und sozialen Eliten mobilisiert wurden, um deren Anliegen Nachdruck zu verleihen. Während „der Topos der käuflichen Menge“ (68) das gesamte Jahrhundert über virulent blieb, konstatiert die Autorin eine veränderte Wahrnehmung nach 1750, da „hired mobs“ nun zunehmend negativ konnotiert und die Anwendung von Gewalt abgelehnt wurde. Malte Griesse exemplifiziert anhand schwedischer Gesandtenberichte über zwei Revolten, wie „(synchrones) Lernen anhand von länderübergreifenden Vergleichen und Analogien“ (76) um die Mitte des 17. Jahrhunderts funktionieren konnte. Während die großen Revolten des 16. Jahrhunderts im politischen Diskurs Schwedens tabuisiert waren, boten der Moskauer Aufstand von 1648 und die französische Fronde zeitgenössisches Anschauungsmaterial für die von Unruhen ausgehenden Gefahren und deren Bewältigung. Rainer Beck wertet anschließend die Chronik des Andechser Abtes Maurus Friesenegger aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges im Hinblick auf Interaktionen zwischen Soldaten und Zivilbevölkerung aus. In einem Band über die „Mächtigkeit der Vielen“ ist dieser dichte, quellennahe Beitrag insofern nicht optimal platziert, als Friesenegger überwiegend von Aktionen kleiner marodierender Militäreinheiten sowie Verteidigungs- und Selbstschutzmaßnahmen der bäuerlichen Bevölkerung berichtet. Becks Befund, dass die „anfänglich noch klare Unterscheidung von Freund und Feind [...] eine signifikante Entdifferenzierung“ erfahren habe (129), deckt sich weitgehend mit anderen erfahrungsgeschichtlichen Studien zum Dreißigjährigen Krieg. Jan Marco Sawilla beschließt diese Sektion mit einer Rekonstruktion der Genese und Visualisierung von Massakern in der Anfangsphase der Französischen Religionskriege. Demnach wurde das Verb „massacrer“ zunächst im Kontext öffentlicher Hinrichtungen für „eine Art des Tötens“ gebraucht, „mit der die Grenze zur Bestialität [sic] berührt oder überschritten wurde“ (198). Mit dem Massaker von Wassy setzten 1562 jedoch massenhafte Tötungen und ihre Ausweitung auf alle sozialen Schichten ein, wobei der Monarch der an ihn gerichteten Erwartung, die Ordnung wiederherzustellen, nicht gerecht wurde.